

# Die Maifeste

Wöchentliche Unterhaltungsbeilage zu den „Nachrichten“

Nr. 36

Potrowsk, 15. November 1925.

Ercheint  
jeden Sonntag

## Literatur zur Geschichte der wolgadeutschen Kolonien.

Von D. Schmidt

II.

(Fortsetzung.)

Dann kam ich die Kolonien Jablonoffa, Wolskaja, Stepnaja, Saumorie und Berejofka vorbei, durch Kostkaja, ließ seitwärts die von Kleincrussen bewohnte Sloboda Saumorie, fuhr durch einen kleinen Bach Metschelnaja, an welchem Viehhöfe und eine Mühle angelegt sind, und kam in Potrowskaja Sloboda, Saratow fast gegenüber, an. Auch diese Sloboda . . . von Molorofianen zum Behuf des Eltonischen Salztransportes angelegt und besteht aus ungefähr 400 Häusern, deren einige sehr wohl gebaut sind, einer alten hölzernen und einer neuen steineren Kirche

Der Marktplatz ist mit unzähligen Huden besetzt, wo allerlei gemeine Waaren feil sind. Der Ort liegt etwas höher als Saratow, nahe unterhalb dem Ausfluß des Baches Saratowka in die Wolga, bei welchem Salzmagazine erbaut sind. . . .

### Die deutschen Kolonien oberhalb Saratow auf der Wiesenseite.

Es sind diese oberhalb Saratow auf der Steppenseite befindliche Kolonien theils unmittelbar von der hohen Krone, theils durch die Direktion von Le Roy und Pictet und vom Baron v. Beauregard angelegt worden.

Erstere liegen hauptsächlich um die untere Gegend des Großen Karaman, theils an diesem Flüsschen selbst, theils an der Niederung des Wolgastroms und dessen Arm Telausa. Es sind folgende:

### 1 An der Wolgatischen Niederung:

Benennung der Kolonien	Zahl der Familien	Zahl der Seelen		Erkennung von Saratow in Wert
		Männliche	Weibliche	
1. Krasnojarrowka (wo der Kreisoffizier steht)	115	218	242	30
2. Podkrepnaja mit einer Kirche	65	139	135	35
3. Uflaraman	32	53	55	40
4. Telausa	35	73	69	46

### 2 Am Großen Karaman herauf.

5. Swonarewut, rechts	48	91	80	34
6. Swonarewut, links	25	47	45	38
7. Starija, links	57	132	131	31
8. Sugowaja Grijasnauca, rechts	32	75	58	33

Ferner ist die ganze obere Gegend um den Großen Karaman mit Kolonien, die noch jetzt unter Direktion Le Roy und Pictet stehen, besetzt, und diese sind folgende:

Benennung der Kolonien	Zahl der Familien	Zahl der Seelen		Erfernung von Saratow (Werst)
		Männliche	Weibliche	
1. Ossinowka, links	30	49	51	34
2. Lipowka, rechts	48	92	95	38
3. Lipowka, links	49	114	93	89
4. Kasakaj, rechts	46	111	97	39
5. Krutsjanowka, links	40	101	77	41
6. Gusch, rechts	82	70	71	44
7. Tomtschurowka, links	87	190	201	47
8. Orlogowka, rechts	50	118	119	56
9. Chajsol*) links	39	91	86	57

Endlich folgen die vom Baron Beauregard \*\*) angelegten Kolonien, deren Bezirk unter dem Namen Katharinenehn von der Tselausa längs der Wolga hinaus (nach der jetzigen Lage der Dorfschaften) bis fast an den Irgis und landeinwärts bis über den Ursprung des Kleinen Karamans, mehr als 30 Werst in die kalmlitische Steppe erstreckt. In dieser Landschaft sind 26 Kolonien, welche zusammen über 1800 Familien stark sind, und wo-

unter Katharinestadt den Hauptort vorstellen soll, welche, auch nachdem die Beauregardische Direkt ion aufgehoben ist, ihre von derselben herstammenden ausländischen Namen noch immer beibehalten. Sie sind in zwei Distrikten eingetheilt, und der eine Kreisoffizier hat in Katharinestadt, der andere in Paninskaja seinen Sitz.

An der Wolga hin liegen von unten hinaus, in folgender Ordnung und Entfernung:

Benennung der Kolonien	Zahl der Familien	Zahl der Seelen		Erfernung von Saratow (Werst)
		Männliche	Weibliche	
1. Rieber-Manjou	81	175	174	46
2. Paulskaja	82	177	149	48
3. Beauregard	58	104	100	54
4. Katharinestadt	168	386	279	52
5. Ober-Manjou	88	156	169	42(?)
6. Orlovskaia	82	179	143	61
7. Godzberg	24	55	56	67
8. Bratjanen	22	36	51	65
9. Kofanowka	36	75	78	67
10. Batskatowka	35	76	65	88 <sup>1/2</sup>
11. Sussewka	19	44	42	70
12. Unterwalden	36	72	78	71 <sup>1/2</sup>
13. Sugern	44	90	98	73
14. Jug	43	84	73	75
15. Paninskaja	54	98	100	77

\*) Chajsol wurde 1774 von den Kirgisen zerstört.

\*\*) Baron Beauregard (französisch: le baron Caneau de Beauregard) war der größte Privatunternehmer, der gegen schweres Geld Kolonisten an die Wolga stellte. Die Siedlungen, welche er gründete, wurden „Beauregardische“

Kolonie oder „Katharinenehn“ genannt. Beauregard wollte laut Vertrag vom 19. Mai 1765 mit der russisch. Regierung 3000 Familien nach Rußland bringen. Das Original des Vertrages ist erhalten geblieben und heißt: Contract entre la chancellerie de tutelle des étrangers et le baron Caneau de Beauregard.

Benennung der Kolonien	Zahl der Familien	Zahl der Seelen		Erfernung von Saratow (Wersk)
		Männliche	Weibliche	
16. Goldsturn	54	93	93	81 1/2
17. Järich	56	104	89	83
18. Bafel	45	80	86	85
19. Waratsjewka	42	68	73	89
20. Waris	46	102	74	90 1/2
21. Schaffhausen	49	74	79	98

Von der Kolonie Brokhausen an sind alle folgende längs einem Bach Tschanta und einem Grunde, woraus derselbe entspringt, angelegt. Zug und die 7 darauf folgenden lagen anfänglich um die obere Gegend des Kleinen Kasaman vertheilt; weil aber die Gegend zu dürr, salzhaltig und öd war, so sind dieselben nochmals in die Reihe der übrigen an die Wolga,

bis in die Nachbarschaft des Irzgis vertheilt worden, wo sie eine so günstige Lage haben, daß sie fast alle übrigen auf dieser Seite gelegenen Kolonien an Weidern übertreffen.

Noch jetzt liegen am Kleinen Kasaman, der zwischen Beuregard und Paulsdaja zur Tselauja kommt, folgende 5 Katharinensche Kolonien:

Benennung der Kolonien	Zahl der Familien	Zahl der Seelen		Erfernung von Saratow (Wersk)
		Männliche	Weibliche	
1. Ransau, rechts	66	130	180	55
2. Philippfeld, links	26	60	44	58
3. Ernestinendorf, links	20	47	42	60
4. Boisroux, rechts	73	161	148	60
5. Jäfersfeld, links*)	21	42	35	63 1/2

Alle diese Kolonien haben Einwohner aus allen Gegenden Deutschlands, auch einige holländische und französische Familien. Sie sind der Lage und Nahrung nach etwas besser bestellt als die oben

erwähnten unteren Kolonien. . . . .

Den 14. August 1773 morgens kam ich nach Katharinenstadt, ohne von Räu-bern beunruhigt worden zu sein. . . . .

(Fortsetzung folgt)

## Die Hebamme.

(Fortsetzung und Schluß)

Einige Wochen waren nach diesem Gespräch vergangen, als an einem späten Abend bei der Kat ans Fenster geklopft wurde.

„Ihr sollt hortig zur Wridarl komme.“

\*) Von den Kitzigen gerüdet 1774.

hörte sie eine Frauenstimme draußen ertönen.

Noch halb im Schlaf, sprang die Kat auf und war in einer Minute fertig.

Draußen war es kalt und unfreundlich. Ein feiner Sprühregen rieselte vom Himmel herab und durchnäßte die Kleider der beiden Frauen. Bald waren sie an Schäfers Hause angelangt. Ein spärliches Licht drang durch die Spalten der Läden auf die Gasse.

Durch den dunklen Flur traten sie ins Zimmer der Kranken. Dieses bot einen traurigen Anblick dar. Die Luft war schwer und dumpf. Die Kranke selbst lag in ihren Kleidern auf dem hohen Himmelbett. Sie hatte die Augen geschlossen, aber doch das Herzutreten der beiden Frauen bemerkt, denn sie wandte sich jetzt mit einem flehenden Blick an die Amme.

„Kat,“ sagte sie, „mir is so bang; sollen wir net lieber jemand aus der Wolniza hole lasse?“

„Mit Gottes Hilf werd's schon gehn“ tröstete die Kat. Sie krämpelte die Kermel auf und beschäftigte die Kranke.

In den Zügen der Kranken trat eine Veränderung ein. Ihre Augen öffneten sich weit und ein jammernder Ton entfloß ihrem halbgeöffneten Munde. Sie hatte einen schweren Kampf zu kämpfen. Ihr bebender Körper wurde von furchtbaren Krämpfe hin und her geworfen, dabei der wimmernde herzerreißende Ton, den die Kranke von Zeit zu Zeit ausstieß.

In Kats Brust tobte auch ein Kampf. Sie stand ratlos da und wollte ihre Unkenntnis doch nicht eingestehen. Bis jetzt hatte eigentlich die Mutter Natur Ammendienste getan, und die Kat hatte dann das Kind und die Wäsche gewaschen, aber jetzt hieß es: Kat, zeig was du kannst!

Konrad fiel die Warnung des Schreibers ein: „Laß deine Wribärl nicht in die Hände der alten Weiber kommen und schicke nach der Kronsamme oder dem Arzt. Du weißt, sie ist schwach.“

Doch wollte sein harter Kolonistenkopf nichts von solchen Neuerungen wissen. Darum wandte er sich an die Wribärl mit den Worten: „Du bist halt net die Erst und net die Letzt, wo ohne Doktor un Kronsamm Kin zur Welt bringe. Dem ganze Dorf helfst die Kat und Du willst immer was Appärtiges sin. Du waast wohl net, daß die aus der Wolniza gleich die Strummente \*) beutun?“

Eine lange Stunde nach der andern verspricht. In diesen schien alles Leben zu

erstarren—diese Stunden schienen zur Ewigkeit geworden zu sein.

Die Stille des düsteren Zimmers wurde nur von Zeit zu Zeit durch das leise Wimmern der Kranken unterbrochen.

Draußen klatschte der Regen an die Scheiben, und ein loser Laden schlug hin und wieder ans Fenster. . .

Und endlich, endlich, als der Morgen graute, stand die Kat mit rotem Gesicht und stolzem Blick da und hielt in ihren Händen ein kleines schreiendes Wesen, das von der Mutter mit matten, aber doch seligem Lächeln begrüßt wurde.

„No, sagt ich s net?“ ließ sich der Konrad jetzt triumphierend vernehmen. „Ein Bub hat uns die Kat gebracht, wie s wenige gibt, — Wolobez mit einem Wort.“ Dabei klopfte er die Kat freudig auf die Schultern.

Mit stolzem Siegesbewußtsein eilte die Kat nach Hause, ihrem Hannes den Silberrubel in die Hand zu drücken. In den nächsten Tagen schwelgte die Kat in Kreppeln und Raffee und erzählte eifrig ihren Nachbarinnen von ihrer Heldentat.

Doch sollte die Freude nicht lange dauern. Der Zustand der Wribärl war keineswegs ein guter. Schon am Ende des zweiten Tages stellte sich Fieber ein. Die herbe gerufene Kat meinte zwar wie immer: Das gibt sich wieder mit Gottes Hilfe, — das ist s Milchfieber.“ Doch gab es sich nicht wieder und wurde von Tag zu Tag schlechter. Die weiße Haut der Wribärl bedeckte sich mit garstigen Geschwüren. Die Kat kurierte und pflasterte so viel sie konnte — alles vergebens. . .

Eines Tages besuchte der Schreiber wieder den Konrad. „Run, wie gehts deiner Frau?“ fragte er. „Ich habe gehört, du hättest einen prächtigen Buberkrieg.“ Der Konrad kratzte sich hinter dem Ohr: „Es geht net vom besten“ gestand er endlich seinem Freund. Nur auf eifriges Drängen des Schreibers kam er endlich mit der ganzen Wahrheit heraus.

„Mensch!“ — schrie ihn der Schreiber an: „warum holst du denn nicht den Doktor? Gab ich s Dir denn nicht vom

\*) Instrumente.

Anfang an gesagt? — „Ja, die Rat... wollte sich Konrad verteidigen.

„Schweig Du mit deinen Quackhalberweibern und Kurpfuschkerinnen, die nichts verstehen! Ebenso gut könnt' ich oder du Amme sein.“

Die Worte des Schreibers machten dem Konrad doch viel zu schaffen. Die Nacht schlief er nicht und saß am Bette seines stöhnenden Weibes.

Früh am Morgen spannte er an und fuhr nach dem Arzt. Als derselbe die Kranke besichtigt hatte, schüttelte er mit dem Kopf. „Wer hat das Kind empfangen?“ fragte er. Die Rat wurde herbeigerufen. „Das ist das Werk deiner schmutzigen Hände, deiner unjaubereren Behandlung.“ sagte er, indem er sie zur Seite rief. — „Die Frau wird sterben, und du hast die Schuld daran.“

„Betracht e mol!“ empörte sich die Rat. „Fragt alle Weibselit, den ich die Kin gebracht hun, ob sie über mich klage könne!“ — Kommt so aner un mant wunder, was er wär. . . Wenn die Wribär! sterben soll, so ist es halt Gottes Wille so. . . Sie schimpfte und tobte noch lange herum.

Der Wribär! war nicht mehr zu helfen. Doch blieb der Arzt noch eine Zeitlang da, um alles zu tun, was in seinen Kräften stand.

Als das die Frauen hörten, eilte so manche hilfesuchend zu ihm. Da stellte sich nun nichts Erfreuliches heraus. Rats' Anfte hatten so manche Frau für ihr ganzes Leben stoch und elend gemacht.

Vor der Abreise besuchte der Arzt auch den Dorfrat und schilderte ihm das Bild, welches er im Dorfe angetroffen hatte, erzählte ihm, was für grausame Folgen die falsche Behandlung der Rat nach sich zog.

Würden die gewählten Ammen die Kurse besuchen, die jetzt an vielen Orten eröffnet sind, und die den Ammen die allernützlichsten Kenntnisse geben, so könnten sich unsere Frauen ihnen ruhig anvertrauen und brauchen nicht in Sorge für ihre Gesundheit und oft auch für ihr Leben zu sein.“

Ob der Dorfrat den Rat befolgt hat, oder ob die Rat noch wie sonst ihren Ammendienst vertritt, ist leider nicht bekannt. E. P.

## Der Hintelkorb.

Von E. Rusefeld.

— Alt, hast de die Hintel geföhlt?

— Ja, ich hab sie geföhlt.

— No, un lee Eiet gespürt?

— Keen. Jeseriwel.

— No, mißbrauch nor n Name Gottes nich unnötig! Du häst grad so gut ouch allein „Riwel“ sage könne un häst n Name Jesu weglassse könne. Ich hätt doch verstanne, daß du „Jeseriwel“ meenst Des soll awer doch dr Teu. . . Gott sei mich armes Kindvieh gnädig! Ich wollt ja so saga: s is awer doch emal verdammt schwer, sich dorchaus an die christliche Sprach zu gewöhne. Ich wollt ich dich vermahne un hab's schlimmer gemacht wie du. Wenn unfer Bruberältester höre tät, wie mir zwee heut morgend spreche, nr läme, wahr un wahrhaftig, alle zwee in die Vermahnung.

— Ja, lern doch emal eener in drei Monate fremde Sprach fern aus! Nr sei doch erscht drei Monat in die Brüdergemeen, des heest, was ich un du da sin. un da is es demu auch lee Bunner, wenn die Weltkinneresprach immer vorstoßt. Wenn mr emale e Jahr in die Brüdergemeen sin, dann löwe mr uns so, daß mr die Worte: „treuer Heiland, allerhöchtes Taunwehrez Jesu“ un annere heilige Name so gut un so oft sage lerne wie unfer Ältester, der wu sich schon so viele Jahre in die Gottesprach äbt. Ich un du sin ja leichternig. Doch e gute Aussprach muß mr sich bei s Singe angewöhne. Wie mr unlängst in Distelfeld in die Stund warn, da hawe vor n Anfang n Trüppche Weibselut gesunge:

„Liebster Jesu, wir sind hier.

Hio—ho, hio—ho!

Und wir danken dir dafür.

Hio—ho, hio—ho!“

Was das „Hoho“ bedeute soll, wech ich nich. Wahrscheinlich solls was anneres sin, werd aber zu schlecht ausgesproche.

— Mir komme ganz von die Spur, Alt. Wie ich n Frühjahr die Kochschiner Eier gekauft hab, da sagt dr Verkäufer: „Wenn ihr die Eier ausbrühe laßt, dann friegt r Kochschinerhinkel. Da wiegt dr Hahn zehn Pfund un die Hinkel fange zu Weihnachte s Lege an und lege fast s ganze Jahr. Jez hat mr sche großgezoge, mr hawe schon n große Monat — un die Drache lege nich.“

— Alter, du hast ja schon widder n Weltmenscherwort gesagt!

— Was for n Weltmenscherwort?

— No, „Drach.“

— Des is n biblisches Wort. Dent doch nor an den Drach zu Babel!

— Im, des is wahr.

— Ja, weecht de, Alt, unser Hinkel sitze auch zu kalt. Eener von dene Saldate, die wu in dere Mandscherei bei n Japanerkrieg ware, der hat erzählt, daß die Kineser die Kochschinerhinkel n Winter über in große Körb sitze hätte. Die Sort Körb sin ähnlich wie Fischkörb un hawe newe e Türche, daß die Hinkel nin un raus schluppe könne. In dene Körb sitze se uf warmes Stroh un gruppe sich s samme wie die Rebhinkel. Die Sort brauch uf lee Stange zu sitze. Flechtweide hawe die Zungens n ganzer Hauße geschmitte, un da will ich mich denn in Gottes Jeses Name dranmake un will so n Storb flechte. Der muß aber auch ausgeschmiert werre. No, n Wage voll Lehm haw ich n Herbst auch for alle Fäl beigeschafft. Du kannst mit die Zungens n Brüttrug rinschaffe un e Emrer sechs—sive Lehm anmake.

Dieses Zwiagegespräch führten eines Vormittags Hannes, von bösen Weltkindern Matschlehannes genannt, un Jule, sein besseres Dreiviertel.

Dem Innenminister Stolypin war es gelungen, den Einzelbesitz der Bauern glatt durchzuführen. Damit beabsichtigte er, Kulaken zu ziehen, die die besten Stützen in allen Jagen trachenden Kaiserthrones werden sollten.

Weil Hannes ein wohlhabender Wirt war un ein geräumiges Haus hatte, so wurden die Landmesser bei ihm einquartiert. Man munkelte, daß letzteres die Ursache davon war, daß Hannes, ganz in der Nähe des Dorfes, ein wunderschönes Landstück bekam. Hannes brach seine Gebäude im Dorfe ab, baute sie auf seinem nun auf ewig eigenen Grund un Boden auf un wohnte un lebte un webte dort in der Hoffnung, durch Ankauf der Landstücke armer Nachbarn, wenn diese mal in Not geraten sollten, sein Grundstück zu vergrößern. Als er noch nicht Glied der Brüdergemeinde war, nannte er den Plan des Anstreihens Geschäftsplan; als er Bruder geworden war, nannte er daselbe Dino: Segen, den der Herr den Seinen auf Rechnung der ungläubigen Weltkinder gibt. Als ihm einer seiner Nachbarn den Vorwurf machte, er suche anderer Leute Gut in der Not an sich zu bringen, suchte er sich kurz damit zu rechtfertigen, daß ja die Kinder Israel bei ihrem Auszug aus Ägypten auch viele goldne un silberne Gefäße von den Ägyptern geliehen hätten un damit ausgerissen seien. „Der Herr straft emend Mensch durch Wensche,“ schloß Hannes seine Rechtfertigung. Sein Tun un Treiben verstand er zu rechtfertigen wie ein Rechtsgelehrter, obgleich er einer der Dummfisten im Dorfe war.

Jule schleppte mit den Jungen den großen Trog, in dem die abgestochenen Schweine abgebrüht werden, in die große Stube un knetete einen Lehmbrei zurecht. Hannes ließ Korbweiden hereinbringen un, nachdem diese auf dem Ofen aufgetaut waren, fing er an, seinen „Mandscherei Hinkelkorb“ zu flechten.

Hannes war ein guter Korbflechter, hatte bei seiner geistigen Beschränktheit viel Geduld dazu un wirbelte, auch in der Kraft seiner geistigen Beschränktheit, so v'el Staub wegen seiner Kunst auf, daß Spottvögel verbreiteten, der Matschlehannes hätte sich ein Wasserfaß geflochten un beabsichtige, für den taubstüppigen Bruderältesten eine schöne bunte Perücke aus Weiden zu flechten. (Satzus folgt.)

## **Aufgaben der ethnographischen (volkstündlichen) Abteilung unseres Zentralmuseums.**

Die volkstündliche Abteilung des Zentralmuseums soll Gegenstände der materiellen Kultur (Kleidung, Möbel, Gerätschaften u. a.) der Bevölkerung unserer Republik sammeln, wissenschaftlich ordnen und für die Gegenwart und die Zukunft aufbewahren. Es besitzen aber die Produkte der materiellen Kultur eines Volkes einen ganz besonderen Wert und einen ganz eigentümlichen Reiz. Die Sprache eines Volkes verklingt und wird im besten Falle zum geringen Teil schriftlich fixiert oder auf eine Platte ausgenommen; die Geschichtswissenschaft hat es mit Taten zu tun, von denen berichtet werden kann, und die in ihren Ursachen und Wirkungen geistig erfasst werden können; doch die Gegenstände der materiellen Kultur treten uns lebhaftig entgegen, sichtbar und fühlbar und legen handgreifliches Zeugnis ab von der Art, von der geistigen Beschaffenheit, von der Kunst und Geschicklichkeit und Tüchtigkeit ihres Schöpfers und Erzeugers.

Haben aber alle Gegenstände der materiellen Kultur die gleiche Anziehungskraft? Wenn sich vor unseren Augen tausendjährige Gräber auftun, und wir mit Augen sehen und mit Händen fühlen, was die Arbeit und die Fertigkeit des Menschen der damaligen Zeit erzeugt hat, wenn wir fremdartige, noch nie gesehene Gegenstände erblicken, hinter denen wir einen lebendigen Menschen mit seinen Gedankengängen und Absichten erkennen können, so bemächtigt sich unserer ein ganz eigenes Gefühl der Bewunderung, der Angezogenheit, der in ungemäßer Weise befriedigten Neugier und des, wenn auch nur für einige Augenblicke, gestillten Wissensdurstes, nicht zu sprechen von der Freude des kundigen Entdeckers, dem die neuen Funde oft neue Gesichtspunkte für die Beurteilung

der Verhältnisse alter Völker und Kulturen geben, und der somit in der Lage ist, dem Arbeiter auf dem Gebiete der Volksbildung und Volkserziehung neuen Stoff für seine praktischen Bedürfnisse zuzuführen. Können aber Gegenstände aus der Gegenwart mit solcher Kraft auf uns einwirken, wie die alten Gräberfunde, können sie unsere Neugierde so wecken, können sie unseren Wissensdurst so stillen und können sie für unsere praktische Arbeit so ausgenutzt werden? Gewiß können sie das! Wer einmal die Museen für Völkertunde in Berlin und Petersburg z. B. gesehen hat, wer die tausendfaltigen Erzeugnisse wilder und kultivierter Völkerschaften fremder Länder und fremder Weltteile einmal erschaut hat, schöne und häßliche, groteske und lächerliche, wildfremde und unverständliche, der kann von ebensolch starken inneren Erschütterungen berichten, wie der Altertumsforscher, — er wird aber auch bald verlernt haben, in sich selbst, in seinem Lande, in seinem Volke das Maß aller Dinge zu sehen.

Was können uns aber die Gegenstände unserer eigenen materiellen Kultur, in einem Museum aufbewahrt, von Lebenissen, von wissenschaftlichem Werte, von praktischem Nutzen bieten? Sie haben, es sei einzustanden, für den ersten Augenblick für uns durchaus nicht die Anziehungskraft, wie die Gegenstände der materiellen Kultur der alten Völker und die Erzeugnisse aus fremden Ländern und Weltteilen — sind sie doch jederman bekannt, der wollene Rock, das Spinnrad, die Krabbank, das Himmelbett, die dunkelrot angestrichenen Risten, der Lehnstuhl, die Lehnbank, der Pfannengriff, das Schüsselbrett, der Drechselwagen und viele, viele andere. Nun, zugegeben sei, daß all diese Dinge keine Seltenheit sind, aber — muß hinzugefügt werden — bei den Wolgadeutschen. Und wenn wir näher hinzusehen, so merken wir, daß all diese Gegenstände je nach dem Ort gewisse Unterschiede aufweisen. Am Karaman und in den Oberkolonien sieht der Drechselwagen anders aus, als z. B. auf der Bergseite.

In den Oberkolonien habe ich andere Dösen gesehen, als am Tarhl und auf der Bergseite wieder andere.

Auch andere Kisten sind in den Oberkolonien, als auf der Bergseite. Wird da nicht gleich unsere Reugierde auf diese scheinbar so alltäglichen Gegenstände gelenkt? Müssen wir uns nicht gleich fragen, welche historischen und wirtschaftlichen Gründe dies: Unterschiede wohl verursacht haben?

Aber auch noch andere Gegenstände, Werkzeuge der Arbeit und der Produktion, — das stellt sich schon bei oberflächlicher Beobachtung heraus —, sind verschieden gestaltet auf Berg- und Wiesenseite. Klare und wissenschaftlich begründete Antwort auf unsere Fragen, eine deutliche Abberung des wolgadeutschen Gebiets in einzelne geographisch abgegrenzte volkskundliche Provinzen kann uns natürlich nur planmäßige und reichhaltige Sammlung volkskundlich wichtiger Gegenstände: Hausgerät, Hausschmuck, Bauernmobilkar u. a. bieten. Doch gelten die Unterschiede nicht nur in räumlichem Sinne. Bei näherem Zusehen merken wir sichtbare Unterschiede zwischen arm, Mittelbauer und reich. Ein regelrecht ausgebautes Museum muß dieselben dem Beschauer und dem Forscher zu Bewußtsein und zu Gemüt führen. Gewiß kann ein geographisch eingestellter Forscher nicht die Nachlässe der Wolgadeutschen außer acht lassen und so erwacht dem Zentralmuseum von selbst die Aufgabe der Sammlung von Gegenständen materieller Kultur unter der ukrainischen und russischen Bevölkerung unserer Republik. Und daß z. B. die Kultur unserer Ukrainer Wertvolles und Ueberraschendes bieten kann, das lehren schon die zufälligen und dürftigen Sammlungen des Saratower ethnographischen Museums. — Bei Beobachtung aber des Volkslebens im Bereiche ein und desselben Volkes stellen sich nicht nur geographische und soziale Unterschiede heraus: hier, da und dort anders. Es gibt auch Unterschiede in der Zeit. Ein mancher weiß, daß die alten Volkstrachten, die die Wolgadeutschen

aus Deutschland mitgebracht hatten, verschwunden sind. Jederman erinnert sich dessen, wie früher die Trachten anders waren, als heute.

Wo werden z. B. heutzutage noch Zwieselstrümpfe getragen? Mindestens nicht überall. Wenn nun der Beschauer, sei es Kind oder Erwachsener, im Museum vor solchen alten Dingen steht, die heute nicht mehr vorhanden sind, — wird dann dessen Blick nicht von der Gegenwart losgerissen, gehen ihm nicht unwillkürlich Gedanken auf über den Wechsel der Dinge, über die unbedingte Notwendigkeit der Veränderung und Neugestaltung des Lebens auch seines eigenen Volkes, kommt ihm nicht unmittelbar aus der Beschauung heraus die Ueberzeugung, daß es keinen Stillstand gibt und geben darf, daß es unmöglich ist, das Alte fest zu halten. So weitet sich der Blick ins Zeitliche, in die Vergangenheit hinein, und es entsteht Verständnis für die Zukunft der Dinge, dargelegt an Gegenständen, an Gegenständen von Menschenhand gemacht.

Aber auch in anderer Hinsicht weitet sich der Blick des Beschauers, wenn er beispielsweise erfährt, daß die Zwieselstrümpfe, um bei unserem früheren Beispiele zu bleiben, von den Bauern in gewissen Gegenden Deutschlands noch heute getragen werden, — unwillkürlich schweift der Gedanke zu anderen Ländern und anderen Völkern. Doch natürlich nicht nur diese Aufgabe allein kann sich die volkskundliche Abteilung des Zentralmuseums stellen, die Aufgabe der unmittelbaren Aufklärung und der Erweiterung des Gesichtskreises unseres arbeitenden Volkes. Wir brauchen eine auf streng wissenschaftlicher Grundlage beruhende Heimatkunde oder Landeskunde des wolgadeutschen Gebiets, und das nicht nur allein für die Schule. Im Bereich der Heimatkunde aber nimmt die Volkskunde eine bedeutende Stellung ein. Diese Volkskunde soll die materielle und geistige Kultur der Wolgadeutschen aus ihren historischen und wirtschaftlichen Grundlagen erklären.

(Schluß folgt.)